



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F., F.: Die Stellung der Frau in den Augen der ultramontanen Geistlichkeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Bescheid des Ministeriums fiel dahin aus, daß der Reise und dem Aufenthalt des v. Mühlenfels Nichts entgegenstehe. Bald darauf hatte ich die Freude, ihn in Stockholm und öfter in Beatalund wiederzusehen.

Der König fragte ihn, ob er fortan ganz und gar Schwede sein und aufhören wolle, ein Deutscher zu sein? Als v. Mühlenfels dies entschieden verneinte, erhielt er den Bescheid, daß er Hiernach für ihn Nichts thun könne; — seinem Aufenthalt in Schweden stehe indeß nichts entgegen.

Im Mai 1822 kehrte ich nach Deutschland zurück.

Liest man über Ludwig v. Mühlenfels auch nur das im Eingang erwähnte Erinnerungsblatt, den Aufsatz in den Grenzboten von 1861 Jahrgang XX. No. 52. Seite 481—500: Ein Lüzkower Reiter; und den Aufsatz von 1862 Jahrgang XXI. No. 33, Seite 248—273: Ludwig von Mühlenfels als Gefangener der Stadtvogtei in Berlin (1819—1820), welche von der Verlags-handlung für eine Kleinigkeit jederzeit einzeln bezogen werden können, so überzeugt man sich ohne Weiteres: man habe das Bild eines außerordentlichen Mannes vor sich, welcher der Vergessenheit nicht anheim fallen darf. Ernst Moritz Arndt, sein Landsmann, Friedrich Ludwig Jahn, Schleiermacher und andere hervorragende Männer seiner Zeit hielten ihn hoch. Auf dem Rugard ist der Arndtthurm im Bau. An diesen Thurm gehört in Bronze oder Marmor das Brustbild seines Zeitgenossen und Mitkämpfers für Deutschlands Freiheit und Einheit:

Ludwig's von Mühlenfels geb. zu Groß Cordshagen 5. Sept. 1793 — gest. zu Greifswald 14. Juni 1861.

Königsberg in Pr. Januar 1875.

Karl Ulrich,

Doctor juris und Geheimer Justiz-Rath a. D.

Die Stellung der Frau in den Augen der ultramontanen Geißlichkeit.

Vom Rhein.

Die Wichtigkeit eines Angriffspunktes erkennt man leicht an dem Eifer der Feinde, eine schwache Stelle mit allen Kräften zu vertheidigen. Diese Erfahrung machte ich jüngst durch eine in der ultramontanen Fuldaer Zeitung heftig angegriffene Behauptung, welche, wie ich ohne Uebertreibung sagen

darf, als ein Pfeil bei den Schwarzen ins Schwärze getroffen hatte. In der zahlreich besuchten Ultrakatholiken-Versammlung in S. machte ich zum Schluß die Anwesenden darauf aufmerksam, daß sie zu Hause den mehr oder weniger starken Widerspruch der Frauen zu bekämpfen hätten, welche ja naturgemäß gern am alten Herkommen festhalten und grade in der Religion jede Aenderung so leicht als Frevel betrachten. Ich gab den Rath, die Frauen darauf aufmerksam zu machen, wie wenig die römische Kirche die wahre Frauenwürde zu ehren wisse und daß der Ultrakatholicismus die Frauen höher stellen werde. Ich begründete dieses durch die zu erwartende Aufhebung des Cölibates, da das Verbot, daß ein Geistlicher ein Weib liebe und das Oberhaupt einer Familie werde, eine Beleidigung der Frauen sei und gleichsam andeute, daß die Liebe zum Weibe erniedrige. Zu erwarten sei ferner die Aufhebung der Unsitte, Wöchnerinnen in der Kirche auszuweißen, denn jeder Geistliche beschimpfe durch diesen Akt, der die Mutterschaft als eine Sünde bezeichne, seine eigene Mutter, und seine eigene Existenz. Die Entgegnungen derbster Art, unter denen der Vorwurf der Unwissenheit eines Laien sehr stark vertreten war, veranlaßten mich, den Rath, mich besser zu informiren, zu befolgen. Nachstehende Studie ist das Resultat und glaube ich nicht in der Lage zu sein, ein Jota von meinen obigen Behauptungen zurücknehmen zu müssen.

Bekanntlich besteht die Politik der Geistlichen vielfach in dem Principe, durch die Schule die Kinder, durch die Kinder die Mütter, und durch die Mütter die Männer zu beeinflussen. Wo also ihr Einfluß auf die Kinder und Mütter bedroht ist, ist ihre ganze Politik bedroht und zwar an der Wurzel. Das Weib ist die Barrikade, hinter die der Geistliche sich verschanzt, wenn er nicht direkt den Mann erreichen kann. Des lieben Hausfriedens wegen giebt so Mancher nach und läßt $2+2=5$ sein, oder bleibt wenigstens indifferent. Wie einschmeichelnd ist daher die Kirche, um sich das Gemüth und die Anhänglichkeit der Frauen zu erobern und zu bewahren. Sie speculirt mit bestem Erfolge auf die Schwäche. Ich war Zeuge einer Predigt, wo der freundliche Geistliche bei einer Trauung ganz naiv gestand, der Segen der Kirche gelte zumeist der Frau, da diese denselben am nöthigsten habe. Ja er verwies in fast galanter Weise die junge Frau mehr auf den Beistand der Kirche als auf die Liebe des Mannes. — So wird principiell dem Manne Concurrrenz gemacht, und nicht mit Unrecht hob ein ultrakatholischer Prediger jüngst bei einer Trauung hervor, daß ein Weib, das dem Priester ein größeres Vertrauen wie dem Manne schenke, im Geiste diesem Priester mehr vermählt wie ihrem Manne sei. Auf dem Lande ist dieser Zustand am häufigsten zu finden. Geben wir auch gern zu, daß der Geistliche in besonderen Fällen das Recht hat, einen Trunkenbold oder Verschwender, oder sonst den in einem Laster Befangenen zu warnen, und hierdurch die Familie zu retten, so ist

doch es absolut verwerflich, daß der Geistliche sich zwischen Mann und Frau als Gewissensrath stellt und, wie es durch die Beichte oft geschieht, eindringt. Gefällt es in den Zeiten der Frauen-Emancipationen ohnehin vielen ihre natürlichen Vorzüge und ihre Stellung verkennenden Frauen nicht recht, daß sie dem Manne Gehorsam in allen rechtlichen Dingen schulden, so ist es zu begreiflich, wie gern sie den Helfer in einem hochgestellten Manne begrüßen, an dem sie, weil er unverheirathet ist, zugleich erproben können, wie weit ihrem Einflusse die Frömmigkeit und Askese dieses Mannes gewachsen ist. Mag dieses auch nicht immer der Fall sein und meistens mehr ein Spiel der Gedanken und Empfindungen bleiben und nicht stets zur groben Pflichtverletzung führen, so genügt es doch, daß die Versuchung vorhanden und das „Führe uns nicht in Versuchung!“ leider oft unbeachtet bleibt. In den Gegenden, wo das Volk naiv die „Frau“ Köchin anerkennt und gelten läßt, ist es weniger gefährlich. Schlimmer ist es am Rhein, wo die Politik der Ultramontanen die feinsten Formen der Höflichkeit und des guten Geschmacks, die größten Wohlthaten gegen Arme und Bedrängte und den in vielen Fällen großartigsten Aufwand an Kunst und Intelligenz zu Hülfe nimmt, um dem Volke die Erhabenheit der Mutter Kirche und ihre göttliche Mission zu beweisen. Dort ist es nur zu leicht gelungen, die Frauen und die Männer so zu begeistern, daß sie nicht mehr die von Rom geleiteten Fäden sehen, welche die Herrschaft einer Priesterkaste unter dem erhabensten Vorwande über dieses schöne Land gebreitet hat.

Wie schon bemerkt, kurirt man das Uebel an der Wurzel nur dann, wenn man den zu weit gehenden Einfluß der Geistlichkeit in der Schule und bei den Frauen bekämpft und letztere über ihre Stellung in den Augen der römischen Kirche belehrt. Was das Eölibat betrifft, so bedarf es wohl keines Beweises, daß diejenige niedrig gestellt wird, mit der der Umgang oder die eheliche Gemeinschaft verboten ist.

Auch wird ja die Jungfräulichkeit von der Kirche über die Ehe gestellt und das Wort des Apostels „Nichtheirathen ist besser“ welches auf das Opfer der Ehelosigkeit für die großen Zwecke des Apostolats hindeutet, in allgemeinem Sinne genommen. Es harmonirt dieses mit der übermenschlichen Stellung, welche in hochmüthigster Weise die Priesterkaste Roms sich zuschreibt. „Begegnet Euch ein Engel des Himmels und zugleich ein Geistlicher, so habt Ihr zuerst vor dem Geistlichen und dann vor dem Engel den Hut abzuziehen, denn der Geistliche ist durch die ihm verliehene Gewalt mächtiger wie der Engel. In der Stufenreihe der Geschöpfe folgt also auf das Thier der Mensch, dann der Engel, dann der Geistliche und dann Gott als Schöpfer.“

So lautete wörtlich die Ansprache eines Geistlichen bei der Primiz eines Freundes, um die Bauern zu belehren, welche Hochachtung und Unterwürfig-
Grenzboten I. 1875. 10

keit sie dem Priesterstande schulden. An anderer Stelle habe ich darauf hingewiesen, welche fatale Consequenzen sich für die römische Geistlichkeit aus dieser über- oder unmenschlichen Stellung ergeben. Nur der „Mensch“ hat Anspruch auf Menschlichkeit im Kampfe, während jedes andere uns bekämpfende Wesen, heiße es Thier oder Centaur, oder wie sonst die Mythologie die Mischung von Mensch und Thier bezeichnete, unerbittlich vernichtet werden durfte. Ja wir müssen aus der Fabelwelt die Beispiele holen, um für die „neuen“ Götter der Erde Vergleiche zu finden. Ein Abglanz des Papstes, der als Gottes Stellvertreter sich auch das göttliche Attribut der Unfehlbarkeit anmaßt, geht auf jeden Bauernlummel über, der, 20 bis 24 Jahre alt, mit mangelhafter Conviktsbildung die vier Weihen erhält und von seiner Mutter und seinem Vater mit „Sie“ und „Herr Sohn“ sich tituliren läßt. Der Bauer soll aber in diesen Caplänen den mit gewaltigem Zauber ausgerüsteten verehren, der im Namen Gottes ihm seine Sünden vergiebt, sein verheertes Vieh befreit, seine Frau ausweihet und Gott selbst veranlaßt, täglich sich auf dem Altare zu verwandeln. Instinktiv verehrt das Volk die katholischen Geistlichen als die Herrgottsmacher, so sehr auch betont wird, daß alles im Namen Gottes vom Knechte der Knechte Gottes geschieht.

Erhaben über irdische Leidenschaft, losgerissen von der Familie, mit Gewalt über die Natur und zumal über die Sünde, soll das Volk seine Priester erkennen, verehren und sich — ihnen beugen. Das Vieh wird ausgesegnet, wenn es rothe Milch giebt oder sonstige auffallende Zustände hat, aus Besessenen wird der Teufel exorcirt und ähnliche Formeln werden bei der Taufe gesprochen. Ob Christus, der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie segnete, wohl ein Widersagen dem Teufel und seinen Werken extra verlangte?

Es ist aber durchaus den Principien entsprechend „Beuge nieder um zu erheben“ „Vernichte um zu beherrschen“, daß Rom die Abhängigkeit der Menschen vom Teufel stark betonte und Erkennen des irdischen Jammerthales verlangte, damit nur der zum Himmel aufschauen dürfe, der durch die Taufe dem Papste angehöre und bei Lebzeiten durch Folgsamkeit und materiellen Tribut dieses bezeuge. Liegt schon in der allgemeinen Hülfbedürftigkeit des Menschen der größte Sporn, vertrauensvoll die Arme um Hülfe zu einem allgütigen Vater zu erheben, und nach der Nacht sich zum Lichte sehnen, so war es raffinirteste Absicht, Elend und Jammer, Schmerz und Noth sich tributär zu machen, um die monopolisirte Gnade des Himmels zu spenden.

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums finden wir Christum nur als den guten Hirten und in der antiken Schönheit eines Orpheus und Apollo dargestellt. Später erst, als die Menschheit an ihrer Zukunft ver-

zweifelt und den Weltuntergang erwartend, vor allem auf den Himmel Gewicht legen mußte, da wurde die Passion Christi in den Vordergrund gestellt und zur Trägerin des Cultus gemacht. Die Natur mußte geknechtet werden, um den Himmel zu erobern, unsere ganze Existenz als die Ursünde hingestellt werden, in der jede Freude nur geduldet und jede Entsagung geheiligt war. Diesem finstern Geiste entspringt auch der Gebrauch, Frauen beim ersten Besuche der Kirche nach dem Wochenbett auszuweihen oder auszussegnen. Es sei mir gestattet die Eindrücke einer solchen Aussegnung hier zu schildern.

Kam ich als Kind eine Viertelstunde zu früh in unsere Dorfkirche, so gewahrte ich oft an der Seitenthüre zwei dunkelvermummte Frauen stehen, welche auf den Küster und Geistlichen warteten. Diese kamen dann im halben Ornat und der Geistliche besprengte die Frauen mit Weihwasser nachdem der Küster den Frauen brennende Wachsklächter in die Hand gegeben. Sie folgten dann dem Geistlichen, welcher lateinische Gebete sprach an den Altar, wo ungefähr 5 bis 10 Minuten lang der Geistliche das Beten über die niedergeknieten Frauen in lateinischer Sprache fortsetzte und sie dann wieder mit Weihwasser besprengte. Die Frauen gingen dann um den Altar herum und legten ein Geldstück auf denselben, womit die Ausweihung abgemacht war. — Als ich später über diesen Gebrauch nachzudenken im Stande war, fühlte ich, daß der Priester durch seine Gebete und durch seinen Segen ähnlich wie bei der Taufe einen Makel beseitigt und öfter kam mir dann der Gedanke wieder, daß es doch sonderbar sei, daß die Naturgesetze, die doch von Gott herkommen, mit der Sünde verschwifert sein sollen. Als ich nun jüngst offen aussprach, daß in dem Ausweihen eine Beleidigung des Weibes liege, da rief die Schaar der Gelobten, meine Behauptung sei Unsinn, ich sei schlecht informiert etc. Da kam mir denn ein Brief eines mich belehren wollenden Geistlichen zu, der mir, freilich gegen seine Absicht bewies, wie begründet meine Ansicht ist. In diesem Briefe wird dargelegt, daß der Gebrauch der Aussegnung eine Nachahmung der Maria sei, die, obschon ohne Sünde empfangen, dennoch in den Tempel ging und ihr Kind dem Herrn darbrachte. Ferner wird behauptet, die Kirche unterscheide zwischen „unrein nach dem Gesetze und unrein durch den Willen zur Sünde“, z. B. sei die Erbsünde in die erste Kategorie gehörig. Hierauf habe ich nun zu entgegnen, daß bei dem Aussegnen der Wöchnerinnen am Rhein es nicht Gebrauch ist das Kind mitzubringen, und die Darbringung Christi im Tempel nachzuahmen, da das Kind schon in der Taufe Gott gewidmet wird. Die Dankgebete für überstandene Lebensgefahr und Schmerzen und die Bitte um weiteren Beistand spricht der Geistliche lateinisch und wissen die Frauen also nichts davon, da sie nur das Gefühl und die Absicht haben, „ausgeweiht“ zu werden.

Daß die römisch-christliche Kirche die alten mosaischen Reinigungsgesetze

beibehalten hat (wahrscheinlich um die Anhänger des Judenthums damals leichter zu gewinnen) rächt sich im Verlauf der Zeiten. Jeder vernünftige Mensch acceptirt eigentlich das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Maria's, da er ja im Allgemeinen annimmt, daß die Fruchtbarkeit der Ehe eine Gnade und ein Segen des Himmels und kein Makel ist. Das Dogma ist also nur die doppelte Verneinung, die jeder Mathematiker als sich aufhebend gelten läßt. Will die Kirche die Bedeutung der Makelbefreiung bei der Aussegnung beseitigen, so lasse sie das Dankgebet in den Vordergrund treten und entferne sie aus dem modernen Rosenkranzgebete die heute so vielfach eingeschaltete Stelle im Mariengruße: „Die du ohne Sünde empfangen bist!“ Bedeutet das von den Lippen der Bäuerinnen denn etwas anderes als das Bewußtsein, daß die Himmelskönigin sich darin von allen Weibern unterscheide, die in Sünden empfangen und empfangen sind? Es wäre endlich an der Zeit, daß die wahre Religion sich mit dem wahren Menschenthum versöhne. Möge der Ultrakatholicismus die erhabenen und tief sinnigen Cultus- und Kunstformen, die aus der Vorzeit stammenden Symbole weiter pflegen, aber die Schlaken der Barbarei des Mittelalters ausscheiden, und dem Geiste sein königliches Recht zukommen lassen. Natur und Kunst, Menschheit und Gottheit sollen in diesem Cultus sich harmonisch vereinigen.

Erinnern wir uns doch, welche hohe Stellung die germanischen Frauen in der heidnischen Zeit hatten! Ueberlassen wir den romanischen Völkern den Aberglauben an die Wunderkraft der Geistlichen und halten wir unser Haus von diesem Vogelgeschlechte rein, das kein eigenes Nest haben darf, um so lieber aber die fremden beschmutzt, weil ihm alles Irdische und Menschliche als Schmutz gilt, zu dessen Reinigung ihm göttliche Gewalt verbleiben. Keiniß Fuchs könnte es nicht schlauer erfinden! Was aber mag so ein Caplan sich denken, wenn er als Lateiner auf das freilich im Brevier nicht vorkommende Sprüchlein stößt: „Nihil humani a me alienum puto.“

F. F.

Plandereien aus London.

(Die Eisenbahnlinien der Hauptstadt.)

Das Ueberschreiten der Themse durch die südlichen Bahnen gab den Anlaß zu einer außerordentlichen Entwicklung des Bahnnetzes von London und Umgegend. Zunächst strebten nun die nördlichen Bahnen nach einer möglichst vollkommenen Verbindung mit den südlichen und erreichten dieselbe auch theils durch Erbauung einer großen Anzahl von Verbindungsbahnen, die sie gemeinschaftlich erbauten, theils durch die Erbauung von besondern Stadtbahnen